

Nur Mut.

Motivation für Ehrenamt und Zivilcourage.

Rund ein Drittel aller Deutschen engagiert sich für seine Mitmenschen. Freiwillig, unentgeltlich und am Gemeinwohl orientiert – das sind die Kriterien eines Ehrenamtes. Was treibt uns an, anderen zu helfen? Denn dazu brauchen wir nicht nur Menschlichkeit, sondern manchmal auch Mut.

Es gibt unzählige Möglichkeiten für ehrenamtliches Helfen: als Jugendtrainer im Fußballverein, am Hörer der Telefonseelsorge, als Schöffe vor Gericht oder hinter den Tafeln. Das kostet einen guten Teil der eigenen Freizeit und Energie. Aber es lohnt sich: Helfer gewinnen nicht nur gesellschaftlichen Respekt, sondern auch mehr Selbstwertgefühl, intensive Kontakte und außergewöhnliche Lebenserfahrung. Neben den Universitäten in Zürich und Tübingen beschäftigte sich sogar eine Enquete-Kommission des Bundestages mit dem Antrieb der Ehrenamtlichen und beschreibt vier Hauptmotive: erstens das Bedürfnis zu helfen und Mitgefühl zu beweisen. Zweitens das Streben nach einer sinnvollen Beschäftigung und mehr Lebens-Zufriedenheit. Drittens eine moralische Verpflichtung, die häufig zu kirchlichem Engagement führt. Und nicht zuletzt der Wunsch nach aktiver Mitbestimmung und sozialer Integration in das eigene Umfeld. Die Bedeutung des Ehrenamtes wächst in einer auf Effizienz getrimmten Gesellschaft – und damit auch dessen Wertschätzung. Vom Schulterklopfen des Nachbarn bis zum Verdienstorden des Bundespräsidenten reicht die Palette des Lobes. Dabei steht aber häufig nicht nur langfristiges Engagement im Fokus, sondern das beherzte Eingreifen in einer bestimm-

ten Situation: zum Beispiel als Unfallhelfer oder wenn eine Rangelei ausartet. Dann ist Zivilcourage gefragt. Die Motivation zum Handeln basiert in diesem Fall auf den eigenen Werten in punkto Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Werden diese Werte verletzt, schreiten wir ein – wenn unsere Intuition die Hemmnisse überwindet. Denn je mehr Zuschauer, desto eher verlagert das Herdentier Mensch die Verantwortung auf den Nächsten. Aktives Handeln ist in einer solchen Situation mit potentieller Gefahr, zumindest mit persönlicher Überwindung verbunden. Es erfordert Mut, sich vor ein Opfer zu stellen oder einem Verletzten zu helfen. Selbstbewusstsein und eine gewisse Stressresistenz erleichtern deshalb couragiertes Eingreifen.

Wir haben fünf Vorbilder gefunden, die sich für andere einsetzen. Auf unserer Suche haben wir keine Helden entdeckt. Keiner von ihnen glaubt, besonders mutig zu sein. Alle sagen übereinstimmend, dass sie in der entscheidenden Sekunde nicht lange nachgedacht haben. Aber jeder von ihnen würde wieder so handeln. Ihre Motivation tatsächlich einzuschreiten, war ganz unterschiedlich. In unseren Beispielen etwa Mitleid, Kollegialität, Tradition, Gerechtigkeitssinn und Verantwortungsbewusstsein.

TEXT Michael Grupp

FOTOS Nikolaos Radis



Sebastian Laible hilft als „First Responder“

Ich bin bei der Freiwilligen Feuerwehr, weil schon mein Vater dort war. Aber ich wollte mich auch für etwas Eigenes engagieren – so bin ich „First Responder“ beim Deutschen Roten Kreuz geworden. Diese Ersthelfer gibt es in vielen deutschen Landkreisen. Durch die kürzeren Wege sind wir meist schneller vor Ort als der Krankenwagen. Das sind oft die entscheidenden Minuten. Damit ich helfen kann, habe ich in 120 Stunden eine zusätzliche medizinische Ausbildung absolviert. Wir können und wollen nicht den Notarzt ersetzen, aber wir leisten im wahren Sinne des Wortes erste Hilfe.

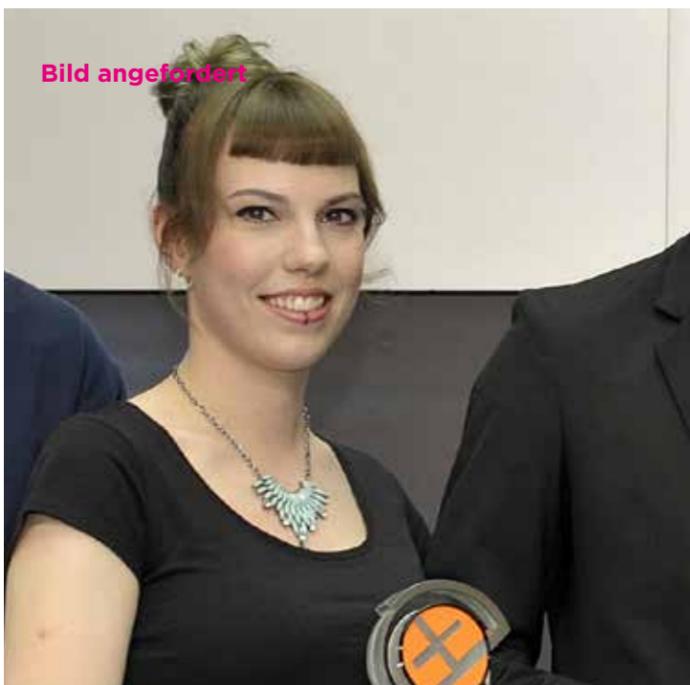
Gleich nach meinem ersten Einsatz wollte ich wieder aufhören. Vor meinen Augen ist ein kleines Mädchen gestorben. Eine Woche später war der nächste, dramatische Einsatz. Diesmal hat unser Patient überlebt. Seither sind 11 Jahre vergangen und ich sehe ihn regelmäßig im Ort. Seit dem hatte ich mehr als 1.000 Einsätze, jede Woche rücke ich mehrmals aus. Natürlich ehrenamtlich neben meinem Beruf in der Versicherungs-Branche. Die Notfallhilfe ist Teil meines Lebens.

TEXT: Ines Jochum



Michele D'Amico und sein Sohn Fabio beschützen eine Frau vor einem Messerstecher.

„Es war an einem schönen Sonntagabend. Mein Sohn und ich saßen mit Freunden auf der Straße vor einem Restaurant. Ich hörte Kinder schreien. Kein Kreischen, wie sie es beim Spielen machen. Das klang nach Todesangst. Ohne Nachdenken bin sofort aufgesprungen – da braucht jemand Hilfe. Schräg gegenüber sehe ich ein Auto mit laufendem Motor. Drinnen eine Frau, ein Beifahrer und auf dem Rücksitz Kinder. Sie waren es, die geschrien haben. Ich sehe, wie der Mann mit einem Messer auf sie einsticht. Einmal, zweimal, immer wieder. Im Wageninneren war überall Blut. Keiner hat geholfen, alle hatten Angst. Aber die Frau tat mir so leid. Also bin ich hingeraunt, habe durch das offene Fenster ganz ruhig auf den Täter eingeredet. Lass die Frau doch am Leben. Leg das Messer weg. Er dreht sich zu mir um, ist überrascht. Es dauert etwas, aber langsam lässt er die Waffe sinken. Da packe ich zu, schüttle seine Hand und entreiß ihm das Messer. Dann kommt mein Sohn dazu und endlich auch die Polizei. Ich war froh, als alles vorbei war. Der Rettungswagen hat die Frau dann ins Krankenhaus gefahren. Sie hatte mehrere Schnitte am Hals und im Gesicht; aber die waren nicht lebensbedrohlich. Ja, wir würden jederzeit wieder so handeln.“



Mara Hoffmann hilft einem jungen Mädchen gegen mobbende Mitschüler.

„Zuerst ist mir der Ernst der Lage gar nicht aufgefallen. Ich war auf dem Weg zur Uni. An der S-Bahnstation sehe ich ein junges Mädchen – heute weiß ich, sie war erst dreizehn. Drei Mitschüler, zwei Mädchen und ein Junge, umringen sie und reden auf sie ein. Nach kurzer Zeit wird die Gruppe immer lauter, das Mädchen in die Ecke eines Wartehäuschens gedrängt. Sie weint. Ich höre, wie einer droht: „Ich schlag Dich tot!“. Das war zu viel, das kann ich nicht mit anhören. Die Angreifer waren älter und in der Überzahl. Natürlich hatte ich Herzklopfen und Angst. Aber ich bin aufgestanden, zu dem Mädchen hin und will sie wegziehen. Die Drei schimpfen auf mich ein, aber ich sage so laut ich kann, dass sie das Mädchen in Ruhe lassen sollen und stelle mich vor sie. Gott sei Dank kommt dann die S-Bahn genau im richtigen Moment, ich steige mit dem völlig verängstigten Mädchen ein. Sie schluchzt und erzählt mir, dass die Anderen sie schon länger mobben und sie deshalb gar nicht mehr in die Schule gehen will. Ich ermuntere sie, ihren Eltern endlich davon zu erzählen. Das macht sie am nächsten Tag auch. Die Sache ging dann bis zur Staatsanwaltschaft.“